

Die Kaiserin der Sahara

Autor(en): **Kranz, Heinrich B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 40

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kaiserin der Sahara

VON HEINRICH B. KRANZ

Sie war eine Diva, und ganz Paris jubelte ihr zu. Sie war jung und bezaubernd hübsch und sang mit zierlicher, heller Stimme Chansons und Operettenlieder. Ihre Toiletten funkeln und ihre Theatergarderobe duftete wie ein Treibhaus aus farbigen Blumenkörben. Sie träumte, wie alle Pariser Vedetten ihrer Zeit, davon, einem Aristokraten zu begegnen, der sie bitten würde, ihm auf sein Schloß zu folgen. Aber es kam alles ganz anders mit Marguerite Pelliere...

Er war der einzige Sohn eines Millionärs und Erbe von Zuckerfabriken, die es ihm ermöglichten, jeder Laune nachzugeben. Er wuchs auf wie ein moderner Parsifal, ahnungslos, wie weit die Macht des Goldes reiche und daß dieses grausame Leben Gesetze kenne, die unwandlungbar sind. Sie aber strafen den Wahn der Ueberheblichkeit wie eine andere böse Tat.

Davon freilich wußte Jacques Lebaudy wenig, den sie den «kleinen Zuckerbäcker» nannten, als er eines Abends die schöne Marguerite aus seiner Loge bewunderte und sich in sie verliebte. Er legte der jungen Diva kostbare Juwelen vor die kleinen Füßchen. Daß sie auch bezahlt werden mußten, daran dachte er kaum, obwohl er viele Millionen besaß. Er pflegte sich niemals um Geldangelegenheiten zu kümmern.

Am 3. März 1903, ein nebliger Frühlingsmorgen dämmerte herauf, betrat ein Gerichtsvollzieher die luxuriöse Wohnung des französischen Krösus. Es handelte sich nur um ein paar tausend Francs unerledigter Schulden. Jacques Lebaudy, Despot aus Größenwahn und von einem Ehrgeiz vorwärtsgetrieben, der vor keinem kleinen Staatsdiener haltmachen konnte, begann zu toben. Wer hatte es gewagt, dieser elenden kleinen Kreatur Einlaß zu gewähren und seinen Schlaf zu stören?

Es war die Frau des Portiers, Nichtsahnend, welches Unheil sie da angerichtet, gestand sie ihr Vergehen. Und der wütende, neronische Zuckerbäckerssohn erdachte sich eine recht eigenartige Strafe. Er band die weinende Frau mit Schnüren an einer Türklinke fest. Es war eine Idee, würdig der Phantasie eines reichen Nichtstuers. Freilich vergaß dieser, daß es in Paris eine Polizei gebe, die man auch gegen einen Millionär um Hilfe rufen könne...

Die Pariser Polizei hat wohl zuweilen Verständnis für mutwillige Unterhaltungen ihrer reichen Untertanen, doch nur so lange sich nicht die weniger begüterten Untertanen zur Wehr setzen. Darum wurde die weinende Portiersfrau befreit und Jacques Lebaudy erhielt eine Vorladung aufs Kommissariat.

Nein, das ging denn doch zu weit. Wozu war man eigentlich Millionär, hatte man Macht und die schönste Frau von Paris zur Geliebten? Dieses räuberische Frankreich verdiente wahrlich nicht, daß man hier lebte und sich unsinnigen Gesetzen unterordnete. Also beschloß Jacques Lebaudy fortzugehen, weit fort, nach Afrika. Hier wollte er sich ein eigenes Reich schaffen, um endlich ganz so zu leben, wie es ihm Laune und Lust des Augenblicks eingaben.

In Afrika gibt es die Wüste der Sahara. Sie ist heiß und trocken und nicht einmal die wilden Nomadenstämme können ihre sengenden Sandstürme ertragen. Aber Lebaudy ist sehr reich. Wenn ein mit Gold beladener Esel über jede Mauer konnte, so muß es nicht schwer sein, mit Millionen eine Wüste in ein blühendes, fruchtbares Land zu verwandeln, wo sich's angenehm leben läßt! Die Sahara, durchkreuzt von Kanälen, besiedelt mit Hunderttausenden glücklichen Menschen — es ist der herrliche, großartige Traum eines heroischen Eroberers. Doch Jacques Lebaudy ist nur ein wahnwitziger Narr, dessen Machtlüsternheit nach unerreichbaren Sternen greift.

Schon einige Tage später steigt er in Madeira an Bord seiner Yacht «Frasquita». Von seinen Plänen wissen nur Marguerite und einige Freunde, die zukünftigen Minister des neuen Reiches. Eine Handvoll Matrosen ist mit; sie glauben, es handle sich um eine Vergnügungsreise. Es ist aber der phantastische Raubzug eines Halbnarren...

Noch am selben Abend versammelt dieser seine Freunde und die Mannschaft um sich. Er teilt ihnen mit, daß er mit «Sire» angesprochen werden müsse. Gleichzeitig gibt er den ersten Tagesbefehl heraus, er ist mit «Jacques I., Kaiser der Sahara» unterzeichnet. Die Matrosen sind verblüfft, aber ihnen ist alles recht, solange sie gut bezahlt werden. Marguerite ist begeistert. Es schmeichelt ihr, daß sie am Tage der Krönung ihres Jacques diesen heiraten soll. Er hat es ihr versprochen. Hätte sie gehaut, wohin diese Reise führen würde, in Leid und Verzweiflung, sie hätte eiligt zur Umkehr geraten.

Das große Abenteuer beginnt erfolgverheißend. Man landet am Cap Jouby, bringt aus Las Palmas weitere Matrosen herüber und legt in der Wüste den Grundstein zur künftigen Hauptstadt Troja. Dort soll schon bald das zerlegbare Palais aufgestellt werden, das man

in London bestellt hatte. Und man schmiedet Pläne. Sie sind nicht gering. Es handelt sich darum, Städte und Forts zu bauen, Kanäle und Gärten, Minister zu ernennen und eine Armee zu bilden. Eine Staatsflagge wird ersonnen: drei goldene Bienen auf einem weißen Grund. Vor allem aber gilt es, sich mit den Arabern zu verständigen. Diese schütteln den Kopf über den ungerufenen neuen Herrscher und betrachten ihn nicht sehr liebevoll.

Europa verfolgt den phantastischen Kreuzzug für Recht und Zivilisation mit lächelndem Behagen. Frankreich freilich denkt nicht daran, sich die unruhigen Araberstämme der Wüste zu Feinden zu machen. Da opfert es lieber einen halbverrückten Millionär. Und so wird die «Frasquita» eines Tages mit Beschlag belegt, die Armee des Kaisers aufgelöst und Jacques Lebaudy fährt wutentbrannt mit der Kaiserin nach dem Haag, wo er beim internationalen Gerichtshof gegen dieses barbarische Vorgehen Protest erhebt. Europa hat Stoff für seine Witzblätter.

Die schöne Marguerite aber wahr dem Geliebten die Treue. Sie ist die einzige, die an ihn glaubt — und an ihre Krone. Sie folgt ihrem Jacques erst nach London, später nach New York. Dort wird ihr ein Hofstaat mit fünfzig «Grafen und Gräfinnen der Sahara» unterstellt. Vielleicht hätte man als Pariser Operettenstar ein angenehmeres Leben geführt, daran denkt Marguerite kaum. Sie ist treu — und sie wird diese Treue büßen müssen. Schon hat die schöne junge Frau nicht nur das Glück, sondern auch viel Leid kennengelernt. Aber es kommt immer mehr Leid, als man erwartet...

Lebaudy's seltsame Launen kennen keine Grenzen. Im Jahre 1914 reitet er durch die Straßen von New York und erklärt den Deutschen als Kaiser der Sahara den Krieg. Da sperrt man ihn in ein Irrenhaus. Er wird zwar

bald wieder entlassen, aber nun scheint er verwandelt. Es kommt zu Streitigkeiten zwischen ihm und der schönen Marguerite. Und eines Tages ist es so weit, daß diese allein nach Frankreich zurückkehrt. Mit ihr ist ihr Töchterchen Jacqueline. Sie empfängt eine königliche Summe als Abfertigung und verzichtet feierlich auf den «Thron der Sahara».

Damit ist das zweite Kapitel der Lebensgeschichte von Marguerite Pelliere zu Ende. Das dritte sieht sie im Jahre 1919 vor einem New Yorker Gerichtshof. Sie war nach Amerika gereist, um sich mit dem Geliebten ein letztes Mal zu verständigen — da findet man diesen eines Morgens erschossen in seinem Schloß auf Long Island auf. Wer hat den Revolverschuß abgefeuert? Seine verlassene Geliebte? Oder war es Selbstmord? Das Dunkel der Januarnacht wird nicht aufgeklärt und Marguerite kann nach Frankreich zurückkehren. Ein Freispruch gibt ihr sogar die Möglichkeit, das märchenhafte Erbe Lebaudy's anzutreten. Freilich wird ihr dieses bald von dessen Verwandten abgenommen. Da kein Testament aufgefunden wird, müssen die treue Gefährtin eines Schattenkaisers und ihr Kind leer ausgehen...

Jahre vergehen. Marguerite wird die Gattin des Industriellen Dudreaut. Aber sie träumt immer noch von den Millionen, die sie so kurze Zeit besessen hat, um sie dann schnell zu verlieren. Der Fall Lebaudy scheint zu den Akten gelegt zu sein.

Doch nun will es das Schicksal, daß ein viertes Kapitel nur beschlossen wurde, um einem fünften, glanzvolleren Platz zu machen. In diesen Tagen ruft Marguerite, Operettendiva und Industriellengattin, die Pariser Gerichte zur Entscheidung auf. Kann man nicht mehr Kaiserin sein, so sollen wenigstens die Schätze eines Monarchen seinem Kinde gerettet werden. Es haben sich, erklärt sie, Dokumente gefunden, die eindeutig der jungen Jacqueline das Erbe des Vaters zusprechen.

Die Kaiserin der Sahara, eine noch immer bezaubernde alte Dame, kämpft jetzt im Schatten eines exotischen Traumes für ihr Kind. Es ist ein Schauspiel voll abenteuerlicher Romantik wie aus den Tagen der Postkutsche. Aber Frankreich hat immer viel für Romantik übrig gehabt. Und so wird es zumindest nicht an bewundernden Anhängern der afrikanischen Kaiserin und der jungen Prinzessin fehlen. Werden die Richter aber so galant sein, die Treue einer schönen Frau mit Millionen zu entgelten? Die Tage der Postkutsche sind längst vorbei...

Der Schelm und der Heuchler

Abu Hassan saß eines Tages in dem öffentlichen Garten, der in der Nähe seines Hauses lag, als ein älterer Mann sich zu ihm gesellte. Der Mann begann sofort zu stöhnen und über das schwere Leben zu klagen, das grade ein gerechter und frommer Mann führen müsse.

«Die Taugenichtse und Bösewichter werden — die Erfahrung habe ich gemacht — anscheinend vom Glück besonders begünstigt. Ihnen geht es gut; sie sind reich, fahren in den schönsten Wagen spazieren, essen und trinken gut, dabei führen sie kein Gott gefälliges Leben. Da gibt es — so fuhr der Mann fort — einen gewissen Abu Hassan, der ein großer Schelm sein soll, und den hat Gott gesegnet, denn seine Geschäfte sind groß geworden, und er ist reich.»

«So?» fragte Abu Hassan. «Kennst du den Schelm Abu Hassan?»

«Nein, ich will ihn auch gar nicht kennen, denn ich liebe nur fromme und edle Menschen und meide alle Schelme, die mit den Menschen ihre schlechten Scherze treiben. Aber ich ärgere mich, daß es mir, der ich fromm und gerecht bin, täglich schlechter geht, während die Gottlosen in Ueberfluß leben können.»

Abu Hassan erwiderte ihm ernst:

«Wenn du ein frommer Mann bist, dann hast du doch den Lohn für deinen braven Lebenswandel in dir selbst. Die Bösewichter werden ihres Lebens nicht froh, denn tief im Innern des Menschen lebt stets das Bewußtsein der schlechten Tat und quält auch die abgebrühtesten Lumpen. Du willst doch nicht etwa für dein gerechtes Leben von Gott klingende Münze einhandeln?»

«Nein, ganz gewiß nicht! Aber ein bißchen besser möchte ich leben wollen. Trotzdem bete ich jeden Tag morgens, mittags und abends, um Gott zu preisen und ihm mein Herz auszuschiütten.»

«Das ist recht von dir. Und wenn du wahrhaft und aufrichtigen Herzens fromm bist, dann wirst du auch gesegnet werden. Warte hier auf mich, ich will dir etwas bringen, das dir zum Heile sein wird.»

Nach kurzer Zeit kam Abu Hassan wieder und brachte ihm ein Gebetbuch. An die Stelle, wo das Morgengebet steht, hatte er eine Zehnpfundnote gelegt. Er wollte den Mann auf die Probe stellen und sagte ihm davon nichts, sondern übergab dem Manne das Buch mit folgenden Worten:

«Das ist ein wundervolles Buch, ein Gebetbuch. Wenn du darin beten wirst, dann wirst du reichen Lohn erhalten.»

Dann ging Abu Hassan fort.

Nach einigen Tagen traf er wieder den Mann, der sofort aufs neue zu stöhnen und zu klagen anfang.

«Hast du in meinem Buch gebetet?» fragte ihn Abu Hassan.

«Ach, Herr», erwiderte der Mann, «jeden Tag habe ich darin gelesen. Es ist ein schönes und frommes Buch. Herrliche Worte stehen drin, die die Seele erheben, und ich war immer gestärkt, wenn ich recht inbrünstig gebetet hatte. Aber ich blieb so arm wie zuvor. Könntest Ihr mir nicht lieber etwas Geld geben? Denn ich habe Hunger.»

Abu Hassan überlegte kurz und sagte:

«Hast du noch das Gebetbuch?»

Mit schöner Entrüstung fragte darauf der Mann:

«Ob ich das Buch noch habe? Es hat in meiner Wohnung den Ehrenplatz, ein so köstliches Buch wie das ist!»

«Nun gut. Ich werde mit dir in dein Haus kommen und du wirst mir das Buch zurückgeben. Dann schenke ich dir ein Goldstück.»

Freudig stand der Mann auf und ging mit Abu Hassan in seine Wohnung. Hier fand er das Buch trotz eifriger Suchens lange Zeit nicht. Endlich sah er es unter seinem Bett und als er hervorholte, war es schon recht stark mit Staub bedeckt. Er übergab es seinem Gast mit den schnell erdachten Worten:

«Jetzt erinnere ich mich. Es ist mir heute früh unter das Bett gefallen. Ich habe es in meiner Zerstretheit ganz vergessen.»

Abu Hassan nahm es entgegen und sagte:

«Seltsam, daß es so bestaubt ist.»

Dann blätterte er darin und fand sofort die Zehnpfundnote, die der Mann mit gierigen Augen betrachtete. Abu Hassan sah den Mann lange Zeit schweigend an und sagte dann:

«Siehst du, ich habe eine große Geldnote in das Buch gelegt. Ich habe dir gesagt, daß du reichen Lohn erhalten wirst, wenn du darin betest. Ich habe deinen Worten nicht getraut, daß du ein so frommer Mann bist. Ich habe dich ja danach nicht gefragt, denn Frömmigkeit ist die eigene Sache jedes Menschen. Du wolltest aber bei mir damit Eindruck machen. Da wollte ich wissen, ob du die Wahrheit sprichst. Das ist so meine Art, die Menschen zu prüfen. Ich bin nämlich Abu Hassan, der Schelm, auf den du jüngst so heftig geschimpft hast. Hier hast du das Goldstück, das ich dir versprochen habe.»

Abu Hassan steckte die Zehnpfundnote ein, nahm das Buch und ging.